

[Nachdruck verboten.]

24]

Die Inselbauern.

Roman von August Strindberg. Deutsch von Emil Schering.

Die Tische wurden abgeräumt; es sollte zum Abendbrot gedeckt werden. Rapp hing farbige Laternen, die er vom Professor geliehen, in die Nische der Eiche. Norman trug Haufen von Tellern. Rundqvist lag auf den Knien und gabte Dünnbier und Brantwein. Die Mädchen trugen Butter in Schobern herbei, Strömling in Diemen auf Schneidebrettern, Pfannkuchen in Stapeln, Fleischklöße in Hocken.

Als alles fertig war, klatschte der Bräutigam mit den Händen:

„Bittet nehm ein Butterbrot!“ lud er ein.

„Aber wo ist der Pastor?“ sperren sich die alten Frauen.

Ohne den Pastor wollte niemand anfangen.

„Und der Professor? Wo sind sie gelieben? Es geht wirklich nicht, daß man ohne sie anfängt!“

Man rief und suchte, aber keine Antwort.

In Gruppen umstand man die Tische, wie hungrige Hunde mit funkelnden Augen, bereit, sich aufs Essen zu stürzen; aber keine Hand rührte sich und das Schweigen wurde bedrückend.

„Vielleicht sitzt der Pastor im Häuschen!“ ertönte Rundqvists unschuldige Stimme.

Ohne weiteren Aufschluß abzuwarten, ging Carlsson hinunter, um den geheimen Ort aufzusuchen. Ganz richtig, bei offener Tür sahen da Pastor und Professor, jeder seine Zeitung in der Hand, und waren in lebhaftem Meinungsaustausch begriffen. Die Laterne stand auf dem Boden und warf ein Kampenlicht auf die beiden Thronbestieger.

„Entschuldigen Sie, meine Herren, aber die Butterbröte werden kalt!“

„Bist Du, Carlsson? Achso! Fangt nur an; wir kommen sofort!“

„Ja, aber alle Leute warten; mit Respekt zu sagen: die Herren könnten sich wohl etwas beeilen!“

„Kommen gleich, kommen gleich! Geh nur, geh nur!“

Carlsson hatte mit Befriedigung zu bemerken geglaubt, daß der Pastor „gerührt“ war; er entfernte sich und beeilte sich, die Gesellschaft mit der Erklärung zu beruhigen, der Pastor mache sich zurecht und werde gleich kommen.

Einen Augenblick später irrte eine Laterne über den Hof und näherte sich den gedeckten Tischen; zwei schwanfende Schatten folgten.

Das bleiche Gesicht des Pastors ward bald am obern Ende des Tisches sichtbar. Die Braut trat mit dem Brotkorb auf ihn zu, um dem peinlichen Warten ein Ende zu machen. Carlsson aber hatte etwas anderes im Sinn; indem er mit einem Messer an die Schüssel mit den Fleischklößen klopfte, schrie er mit lauter Stimme:

„Still, gute Leute, der Herr Pastor will einige Worte sagen!“

Der Geistliche starrte Carlsson an, schien nicht zu verstehen, wo er zu Hause war; sah, daß er einen glänzenden Gegenstand in der Hand hatte; erinnerte sich, daß er letzte Weihnacht eine Rede gehalten, während er eine silberne Kanne in der Hand gehabt; hob die Laterne wie einen Pokal in die Höhe und sprach:

„Meine Freunde, wir haben heute ein frohes Fest zu feiern.“

Er starrte Carlsson an, um etwas über Charakter und Zweck des Festes zu erfahren, denn er war bereits so vollständig abwesend, daß sich Jahreszeit, Ort, Ursache, Absicht verflüchtigt hatten. Aber Carlsson grinsendes Gesicht löste ihm das Rätsel nicht. Er starrte in die Luft, um irgendeinen leitenden Faden zu entdecken; sah die farbigen Laternen in der Eiche und erhielt die schwanfende Vorstellung von einem riesengroßen Weihnachtsbaum: da hatte er die Spur gefunden.

„Dieses frohe Fest des Lichts.“ stieß er hervor, „da die Sonne der Kälte weicht, und der Schnee — er sah das weiße

Lichtschnee sich wie ein großes Schneefeld unendlich weit ausbreiten — meine Freunde, da der erste Schnee sich wie eine Decke über den Schmutz des Herbstes legt . . . nein, ich glaube, ihr treibt Euren Scherz mit mir . . .“

Er wandte sich fort und machte einen krummen Rücken.

„Der Herr Pastor ist kalt geworden!“ sagte Carlsson; „er will sich niederlegen! Bitte, fangt an, meine Herrschaften!“

Man ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern stürzte auf die Schüsseln los, indem man den Pastor seinem Schicksal überließ.

Dem Pastor war die Bodenkammer des Professors zum Nachtquartier angewiesen worden; um zu zeigen, daß er nüchtern war, lehnte er alle Angebote von Hilfe ab, indem er mit Schlägen drohte. Die Laterne an den Knien, zusammengefallen, als juche er Nadeln in dem tauigen Gras, steuerte er auf ein Fenster zu, das erleuchtet war. Aber an der Gartentür strauchelte er und stieß so heftig gegen den Türpfosten, daß die Laterne zerbrach und erlosch. Wie ein Sack schloß sich die Dunkelheit um ihn und er sank auf seine Knie nieder; aber das Fenster mit dem Licht leuchtete ihm wie ein Leitfeuer. Beim Weitergehen verspürte er das unangenehme Gefühl, daß die Knie seiner schwarzen Hosen bei jedem Schritt feucht wurden, und seine eigenen Kniekehlen schmerzten, als schlugen sie gegen Steine.

Schließlich kriecht er etwas sehr Grobes, Hundes und Feuchtes zu fassen, er tappt und sticht sich an einem Brief Stednadeln oder dergleichen; steckt die Hand in eine Bootsdolle oder ähnliches; da hört er das Brausen von Wasser und fühlt, daß er naß wird. Von der Furcht, in die See gegangen zu sein, aufgeschreckt, erhebt er sich am Mast und findet in einem lichten Augenblick, daß er an einem Türpfosten steht; kommt mit einer Krängung in einen Flur; fühlt eine Treppenstufe an den Knien; hört eine Magd schreien: „Herr Jesus, das Dünnbier!“

Von einem dunkeln bösen Gewissen getrieben, kriecht er die Treppe hinauf, stößt sich die Fingerknöchel an einem Schlüssel, kriecht eine Tür auf, die nach innen nachgibt; stürzt in eine Kammer hinein und sieht ein großes gemachtes Bett für zwei; hat soviel Kraft, die Decke aufzuschlagen; kriecht mit Kleidern und Stiefeln hinein, um sich zu verstecken, da man ihn unten mit Schreien verfolgt; glaubt zu sterben oder zu erlöschen oder zu ertrinken, und meint, die Menschen rufen nach Dünnbier!

Als und zu erwacht er wieder zum Leben, ward wieder angestecht, aus der See gezogen, lebte und stand am Weihnachtstisch; und dann wurde er wieder ausgeblasen wie ein Licht, erlosch, starb, sank und wurde naß.

Inzwischen wurde das Abendbrot unter den Eichen fortgesetzt und mit Bier und Brantwein so stark befeuchtet, daß keiner an den Pastor dachte.

Als man das Essen soweit verschlungen hatte, daß der Boden in Tellern und Schüsseln zu sehen war, ging man in die Stuga hinunter, um zu tanzen.

Die Braut wollte dem Pastor etwas Gutes auf die Kammer schicken; aber Carlsson überzeugte sie davon, daß der Pastor am liebsten Ruhe haben wolle; es sei nicht richtig, ihn zu stören. Und dabei blieb es.

Gustav hatte sich von seinem Bundesgenossen abgewandt, als er merkte, daß der überlistet war; er gab sich seinen Vergnügungen hin und vergaß allen Groll im Rausch.

Der Tanz ging wie eine Mühle. Der Spielmann saß auf dem Herd und fiedelte. In den offenen Fenstern kühlten sich schwitzende Rücken an der Frische der Nacht. Draußen auf der Höhe saßen die Alten, rauchten, tranken und scherzten im Halbdunkel, im schwachen Feuerschein, der durch die Scheiben der Küche fiel, und bei den Lichtern in der Tanzstube.

Draußen aber auf Wiesen und Höhen wanderte Paar um Paar in dem tauigen Gras unter dem schwachen Schimmer des Sternenhimmels, um bei Heuduft und Heimchengezirp das Feuer zu löschen, das die Wärme des Hauses, der starke Geist des Kornbrantweins, der wiegende Schritt des Tanzes in ihnen entzündet hatten.

Mitternacht tanzte vorbei und der Himmel begann sich im Osten zu lichten; die Sterne zogen sich zurück, und der große Wagen streckte die Deichsel in die Luft, als sei er nach hinten umgekippt. Die Enten schnatterten im Schiff. Die blanke Nacht spiegelte bereits die Zitronenfarben der Morgenröte wieder, zwischen den Schatten der dunkeln Erlen, die im Wasser auf dem Kopf zu stehen schienen und bis auf den Seegrund reichten.

Das währte aber bloß einen Augenblick; dann zogen Wolken von der Küste auf und es wurde wieder Nacht.

Da ertönte ein Geschrei in der Küche.

„Der Glühwein! Der Glühwein!“

In Zugordnung kamen die Männer mit einer Kasserolle, die von brennendem Brantwein flammte und einen blauen Schein um sich warf, während der Spielmann einen Marsch spielte.

„Mit dem ersten Glas zum Pastor hinauf!“ schrie Carlsson, in der Hoffnung, seinem Werk die Krone aufsetzen zu können.

Mit Hurraufen wurde der Vorschlag angenommen. Der Zug setzte sich nach der Stuga des Professors in Bewegung. Mit mehr oder weniger sicheren Schritten enterte man die Treppe.

Der Schlüssel saß in der Kammertür und man stampfte hinein, nicht ohne eine gewisse Furcht, mit Hieben empfangen zu werden. Drinnen war es still, und bei dem blauen zitternden Schein der Kasserolle sah man, daß das Bett unberührt und leer war.

Eine schwarze Ahnung von einem furchtbaren Rückschlag erfaßte Carlsson; aber er verbarg seinen Argwohn und machte der Ungewißheit und den Vermutungen ein Ende mit der Erklärung; er erinnere sich jetzt, daß der Pastor gesagt habe, er wolle sich auf den Heuboden legen, um den Mücken zu entgehen.

Da man sich mit dem Feuer nicht dem Feu nähern durfte, gab man die Sache auf. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung, um den Rückweg anzutreten, hinunter nach dem Hof, wo das Trankeopfer dargebracht wurde.

Carlsson ernannte eilig Gustav zum stellvertretenden Wirt. Dann nahm er Rapp beiseite und teilte ihm seine schrecklichen Ahnungen mit.

Ohne daß die andern es merkten, schlichen die beiden Verschworenen die Treppe zur Brautkammer hinauf; einen Nichtstummel und Streichhölzchen hatten sie mitgenommen.

Rapp schlug Feuer, und im Brautbett sah Carlsson seine schlimmsten Erwartungen übertroffen.

Auf dem weißen mit Hohlraum genähten Kopfkissen lag ein zottiger Kopf, ähnlich dem eines nassen Hundes, dessen Mund weit offen stand.

„Postausend,“ knirschte Carlsson, „das hätte ich doch nicht gedacht, daß der Salunke sich wie ein Schwein betragen würde. Gott erbarme sich! Und auch die Stiefel hat er an, der Stänker!“

Hier war guter Rat teuer! Wie sollte man den Kranken fortschaffen, ohne daß die Leute etwas erfuhren, vor allem, ohne daß die Braut etwas merkte?

„Wir müssen ihn durchs Fenster hinaus-schaffen!“ erklärte Rapp. „Mit einer Kasse geht's; dann schleppen wir ihn in die See. Lösch nur das Licht, und dann nach der Scheune hinauf und die Geräte geholt!“

(Fortsetzung folgt.)

Zeppelin in Frankfurt.

Ich habe ein nützliches kleines Handlexikon von Anno 1906, in dem auch sieben halbe Kompareille-Zeilen über Zeppelin stehen. Daneben sein Bild (im Zylinderhut). Diese Zeilen besagen, daß der Mann ein Graf, Militär und Aeronaut sei: „vollführte 70 den ber. Aufklärungsritt vor Eröffnung der Feindseligkeiten. Baute mehrere lenkbare Luftschiffe, mit denen er aber kein Glück hatte.“ In diesem rasch falsch gewordenen Sätzchen ein unfreiwillig tiefer Sinn. Mit Glück ist hier Erfolg gemeint. Erfolg aber heißt Kapital. Vice versa. Hast du Kapital, so hast du die größte Wahrscheinlichkeit des Erfolges. Hast du Erfolg, so folgt auch das Kapital. Zeppelin hat am Abend seiner Frankfurter Landung vieles geredet. Nichts davon war richtiger und treffender als die Sätze:

„Sie sehen hier, wie schon von langer Hand her die Bausteine geliefert worden sind, die ich dann mit mehr oder weniger Glück zusammengefügt habe, nicht als ein Baumeister, sondern als Bauherr. Ich habe gesagt, was ich brauche und wünsche,

und habe die Kräfte gefunden, die mich dabei unterstützten. Allerdings, eines muß der Bauherr auch tun. Er muß das Geld dazu schaffen, und das ist manchmal ein bißchen schwierig gewesen.“

Nichts ist aber auch typischer für die Angeredeten als die „Geiterkeit“, die das Stenogramm bei diesen Worten verzeichnet. Es klingt aus diesem Gelächter das zynisch-vergnügte, keineswegs erbitterte Eingeständnis, daß die technische Idee vom Kapital abhängt. Zeppelin opfert sein Kapital. Resultat: ein endlicher Erfolg. Jetzt erst erschließt sich ihm staatliches und privates Kapital. Und daß dies geschah, dazu verhalf ihm nicht nur der Erfolg seines gepöpperten materiellen Kapitals. Die Begriffe Graf und Militär sind mindestens ebenso zugkräftiges Kapital gewesen.

Dies erwägt man und besteigt mit gedämpftem Schwunge der Seele den Sitzzug Richtung Frankfurt. Denn es ist die Nachricht eingetroffen, daß „Z. II“ früh um 3 Uhr 40 Min. aufgefliegen sei und wirklich zur Na fahren werde. Unterwegs großer Zustrom von Bleistiftliebenden. Auf jeder Station werden noch ein paar Wagen angehängt oder vorgelegt. So kommen wir mit halbstündiger Verspätung in Frankfurt. Die Internationale Luftschiffahrt-Ausstellung ist ganz nahe beim Hauptbahnhof. Nicht so kurz ist der Weg von der Ausstellung zum Landungsplatz, in dessen Hintergründe die Halle für den Zeppelin III im Gerüst steht. Eine kleine Ausstellungs-Eisenbahn, mehr zur Bequemlichkeit als zur Schnelligkeit des Verkehrs, führt künftig hinaus.

Die Pressetribüne liegt zwar ungeschützt, gegen Wind, Regen und Sonne, dafür aber dem Schauplatz aller Taten am nächsten. Hinter sich hat man einen breiten Bahndamm mit großem Wagenvart. Bereits steigen hier und da Leute auf die Waggondächer. Zur Rechten wird der riesige Landungsplatz von einem Wald begrenzt. In der Ferne erhebt sich darüber das Gebirge, von Wolken und Dunst halb verhüllt. Gegenüber Fabriken und Gasometer, an die sich rechts Rietsstakernen und schließlich großstädtische Lugsbauten anreihen. Auf der langgestreckten Tribüne, die sich rechts von uns in der Richtung auf die Ausstellung und die Stadt hinzieht, wimmelt es schon von Lautenden. Drüben aber, vor den Rietsstakernen, deren Dächer, soweit sie flach sind, auch schon bemant werden, staut sich hinter einer Barriere die ungeheure Menge der Siehgäste.

Große Mengen von Infanteristen und Artilleristen werden bald hierhin, bald dorthin geführt, während vier Musikkapellen Marsche und Potpourris von sich geben. Links neben uns, wo ein Platz säuberlich hergerichtet ist, fahren einige hundert Automobile auf. Mehrere Duzend Offiziere stehen unten herum und werden von einigen ungemein wichtigen jugendlichen Ausschusmitgliedern darin unterstützt. Kurz, alles ist versammelt, was zur Ereignung eines Ereignisses in einem gut geordneten Staatstreiben nötig ist. Es kann losgehen. Aber es dauert noch ein wenig. Hier und da trifft noch ein General oder Minister oder eine Fürstlichkeit ein, doch kommen sie alle heute wenig zur Geltung. Erstens sind hier die Dimensionen zu groß, als daß Individuen zur Geltung kommen können, wenn sie auch zwanzig Eisenplättchen an den Brust und zehn rote Striche an den Beinen hätten. Und zweitens schaut längst alles nach oben. Die kundigen Kollegen auf der Pressetribüne spähen den Darmstädter Horizont ab. Da, es ist Punkt 2 Uhr, drei rufen es zugleich: Er kommt! Wir Glücklichen steigen auf die Bänke: jetzt kommt uns die offene Lage der Tribüne zu statten, während den übrigen Zuschauern durch die Rückwand der langen Tribüne die Aussicht verschlossen wird. Neben dem Signalmast dort auf dem Bahndamm erscheint ganz fern ein grauweißer Strich. Nun wissen es schon alle. Die auf der geschlossenen Tribüne stehen ebenfalls auf, obwohl ihnen das gar nichts nützen kann. Ältere Herren klettern mit schlatterndem Geben über die trennende Planke zu uns herüber; die im Kreise stehenden Musiker spielen weiter, drehen sich aber alle nach dem Horizont herum. Es ist, als ob ein merkwürdiger Magnet alle Nasen in die Richtung auf sich zwänge, oder, wie der Dichter sagt, als wenn über einem Sonnenblumenfeld die Sonne aufgeht und alle Blumenköpfe sich ihr zuwenden.

Der Strich wächst rasch zu uns heran; man merkt das, wenn man eine Weile nicht hinsieht. Schon jetzt fangen die Musikkapellen an, Deutschland, Deutschland über alles zu preisen. Aber noch fast eine Stunde sollte es dauern, bis das Luftschiff über dem Plage stand. Es schwenkte nach Offenbach hinüber, verstopfte sich oben hinter einer Wolkentwand und zog dann erst langsam herüber. Wie eine weiße Raupe kroch es in vertikalen Bindungen durch die Luft. Oder wie ein Schiff, das über ungeheuerer unsichtbarer Wellen hinwegsteigt. Bald hebt sich die vordere, bald die hintere Gondel hoch empor, und es sieht aus, als wären diese Gondeln kleine Fußpaare. Es geht direkt gegen den scharfen Nordwestwind an. Jetzt steht der Koloz scheinbar still über dem Bahndamm, der die Ausstellung vom Landungsplatz trennt. Von den Dächern, aus den Fenstern, aus den vorbeifahrenden Eisenbahnzügen und rings um den Platz aus den Menschenmauern winkt es wie mit hunderttausend weißen Fähnchen: die Luftschiffahrt wäre ohne die Verbreitung des Schnupftuches um eine artige Begrüßungsgeberde ärmer. Jetzt verlangt auch der gepresste Kehlkopf sein Recht. Hunderttausende schreien laut und fortgesetzt jene vier Buchstaben, mit denen in Deutschland die Zivillisten den alljährlichen Höhepunkt einer Ovation zu verschönern pflegen. Ob es nicht irgendwo ein Boll gibt, das durch ein leidenschaftliches

Schweigen, durch den Schauer der großen Stille seine Ergreiftheit, seine Begeisterung und seine Huldigung kundgibt?

Das Geschrei läßt nach: man hört ein tiefes, harmonisches Summen, dessen Ursprung man in alter Gewohnheit unwillkürlich auf festem Boden sucht. So wenig erinnert der Anblick des Seglers der Lüfte an die Maschine, die ihn treibt. Nun steht das Schiff etwa fünfzig Meter über dem Boden, ein bis zweihundert Meter vor uns still. Unterhalb der Gondeln schiebt je eine starke Rauchsäule in die Luft. Zepelin schwenkt seine Röhre. Die Menge schreit, hebt Hände, Schnupftücher, Hüte. Die Musikanten blasen ungehört ihr Deutschland, Deutschland, und hinter mir lallt der Kollege von den „Burgthaler Neuesten Nachrichten“ immer wieder die erste Zeile dieses schönen Liedes.

Höhepunkt. Abflauen. Das Schiff manövriert noch eine Weile, kehrt zurück, abermaliger Höhepunkt, dann Landung. Zepelin bleibt noch eine kleine Stunde, bis alles gut verankert ist, dann fährt er im geschmückten Automobil durch die Menge. Man sah deutlich, daß er in der Tat der nette und tüchtige alte Herr ist, als den wir uns ihn dachten.

Wenn man es genau überlegt, versteht man sotoohl die hitzige Begeisterung des Bürgerlums für den Mann, wie unsere verhältnismäßig ruhige und gemessene Anerkennung. Es ist, neben der verschiedenen Wertung einer zunächst rein technischen Erfindung, vor allem der Mangel an einer Idee, was das Bürgertum in dem zur rechten Zeit von Erfolg gekröntem Zepelin sich einen Kultusgegenstand schaffen ließ. . . . R. F.

Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

Vom Beerenobst und seiner Ernte.

Eines der schönsten Feste, die der Naturfreund im Jahre feiert, ist das Erntefest, das natürlich ein Dankfest sein soll. In der Millionenstadt wird es ganz anders gefeiert als auf dem Lande. Auf dem Lande wartet man damit, bis die ganze Ernte eingefahren ist, dort feiert man es auf den großen Gütern, aber nicht so herzlich als in den Laubenkolonien der Städte. Der Agrarier ist eben unerfänglich, bemitleidet sich selbst von früh bis spät und klagt der weiten Welt seine angebliche Notlage, während der Laubenkolonist genugsam ist. Er freut sich über das kleinste Blümchen, über den bescheidensten Kohlkopf, über eine Pflaume, die einsam an seinem Baume hängt, und kann deshalb die Zeit nicht erwarten, zu der er Laube und Gärtchen mit Fahnen und bunten Schmüren schmückt, um gemeinsam mit der ganzen Kolonie das Erntefest zu begehen. Darum fällt es in eine frühe Zeit, wenn noch die meisten Früchte draußen hängen, die Herbst- und Wintergemüse auch noch auf den Beeten stehen. Um die Ernte ist ja der Laubenkolonist und Parzellenbesitzer nicht besorgt, denn die ist ja auch in guten Jahren nur klein, er kann sie also immer noch einbringen, mag das Wetter werden wie es will. Dazu wird kein großer Apparat in Bewegung gesetzt, keine Reiterwagen, die bei sandigen Wegen vier Pferde oder sechs Paar Ochsen als Bespannung erhalten, sondern Mann und Weib packen alles in Taschen, wenn es hochkommt in Körbe, und schleppen es „auf Schusterschritten“ im Schweiße ihres Angesichts der fernen, bescheidenen Wohnung zu. Dort stehen nicht gewaltige Scheunen und Schuppen offen, nur ein kleiner Keller oder eine kleine Kammer harren des Ertrages, der trotzdem, gut aufbewahrt, richtig gepflegt, zum Teil auch eingekocht bis in den Frühling hinein vorhält und oft auch vorhalten muß.

Die ersten mitsprechenden Erträge im Laufe des Jahres liefern uns immer unsere Obstgehölze, Beerensträucher, Kern- und Steinobst. In der eigentlichen Laubenkolonie wird von allen Obstgattungen neben der Erdbeere, die nur eine bescheidene Staude ist, fast ausschließlich das eigentliche Beerenobst gepflegt, während Kolonisten, die in entfernteren Vororten eine größere oder kleinere eigene Landparzelle besitzen, sich mit Eifer auch auf den Anbau von Kern- und Steinobst werfen. Manche verstehen das Obst richtig zu behandeln, aber nur wenige wissen, wie es richtig geerntet werden muß. Nirgends macht sich im Gartenbau die Ungeduld des Durchschnittsmenschen so schädlich bemerkbar wie beim Obstbaum. Aber die Obstkultur ist in der Tat dazu angetan, die Ungeduld zu weiden, und wer das Warten noch nicht gelernt hat, muß es beim Obstbau lernen, ob er will oder nicht. Schon bei einem einfachen Beerenstrauch dauert es zwei bis drei Jahre, bis wir ihn an seinen Früchten erkennen, d. h. bis er welche trägt; beim Stein- und Kernobst dauert es noch viel länger. Von der Blüte bis zur Frucht vergeht auch noch eine schöne Zeit; langsam schwillt die Frucht, von Woche zu Woche ist kaum ein Fortschritt festzustellen, langsam färbt sie sich, und dann müssen wir noch warten, bis eintretende Reife, beim Sommer- und Herbstobst oft auch noch der feine Duft, uns sagen, daß sie jetzt wirklich reif ist, gepflückt und gegessen werden kann.

Manche Fruchtarten halten sich, baumreif geworden, nur ganz kurze Zeit; es kommt deshalb bei ihnen nicht nur auf den Tag, sondern auch auf die Stunde der Ernte an. Zwei Beerenfrüchte, die zur Erntezeit täglich gepflückt werden müssen, sind Erdbeere und Himbeere. Von Erdbeeren reifen jetzt nur noch die sogenannten immertragenden Sorten ihre meist kleinen Früchte,

während wir bei der Himbeere jetzt mitten in der Ernte stehen. Obwohl die Himbeere im Kleingarten ihrer Ausläuferbildung halber oft lästig wird, ist sie doch eine geschätzte, erfrischende Frucht; ihre Schattenseiten sind geringe Haltbarkeit und geringe Transportfähigkeit. Gepflückt schwimmen sie, ähnlich wie die schwarzen Maulbeeren, die man in unserem kalten Klima nicht kennt, bald in ihrem eigenen Saft. Deshalb pflücken wir Himbeeren nicht in Körbe, sondern in Töpfe oder Eimer. Reif geworden werden sie tiefrot und weich; sie lösen sich dann leicht von dem zapfenförmigen Kelchansatz, fallen aber auch aus, wenn nicht täglich gepflückt wird. Eine Himbeere, die sich beim Anfassen nicht gleich löst, sondern mit dem Stiele abgerissen werden muß, ist noch nicht pflückreif und hat noch nicht das feine Aroma der wirklich reifen Frucht. Reicht der Ertrag über den Rohgenuß hinaus, so macht man aus den Früchten Marmelade, einen feinen Gelee und den köstlichen Himbeersaft, der mit Wasser verdünnt gerade jetzt zur heißen Jahreszeit ein sehr belümmliches Getränk gibt. Ein Kücheneimer voll Himbeeren gibt 8—10 Flaschen Saft. Jedes Kochbuch gibt über die zum Teil sehr einfache Obstverarbeitung Auskunft. Zur Saftbereitung auf kaltem Wege werden die Himbeeren mit gleichem Gewichtsteil Wasser, dem man Weinsäure zusetzt, übergossen und 24 Stunden stehen gelassen, worauf man die ganze Masse in ein über die vier Beine eines umgepflühten Stuhles gespanntes Mulltuch gießt und ohne alles Rühren und Drücken in ein untergestelltes Gefäß abtropfen läßt. Erst diesem Saft setzt man nach Geschmack gestoßenen Zucker zu, worauf dann bis zu seiner vollständigen Auflösung tüchtig gerührt werden muß. Es sei aber gleich bemerkt, daß der so hergestellte Himbeersaft zwar von erster Qualität — weil unverfälscht — ist, aber nicht die schöne rote Farbe des im Handel erhältlichen hat. Denn letztere wird nur durch Zusatz von Kirchsaff, mitunter sogar von gesundheitschädlichen Stoffen, wie z. B. Anilin, erzielt. Da es aber in Haushalt nicht auf die Farbe, sondern auf Güte und Aroma ankommt, verzichtet man auf jeden Zusatz. Genau wie Himbeeren werden auch die Brombeeren geerntet, also in Töpfe gepflückt. Bei dieser Beerenfrucht kommt es noch mehr darauf an, nicht vor der Reife zu pflücken, denn nur vollständig reif, d. h. weich und tief schwarzrot gefärbt, hat sie das wunderbare, erfrischende Aroma.

Eine in allen Kleingärten häufig vertretene stets gern angepflanzte Frucht ist die Stachelbeere. Das dornige Gezweig dieses Strauchers macht die Ernte nicht allzu angenehm, denn ohne blutige Finger geht es dabei selten ab. Wie Erdbeere und Himbeere des Waldes, so haben auch die wilden Stachelbeeren unserer Laubwälder, trotz ihrer winzigen Früchtchen, das köstliche Aroma. Aber das Beerenobst des Waldes, zu welchem auch Blaue- und Preiselbeere gehören, ist für die Gartenkultur ungeeignet, weil es, in andere Verhältnisse gebracht, sofort entartet. Die Stachelbeere hat aber auch in der Kultur sehr feine Sorten hergebracht, die teils früh, teils spät reifen. Die früheste, schon Ausgangs Juni reifende, ist Hönings' Früheste, acht Tage später folgt dann die früheste Gelbe, nach einigen weiteren Tagen die Früheste von Neuwied, danach die köstlich schmeckende frühe Note. Die sehr großfrüchtigen Sorten sind alle später. Die allerbeste von letzteren, die ich kenne, ist die rote Preiselbeere. Vorzüglich sind ferner die sehr großfrüchtigen Sorten: gelbe Eibeere, Monstrosie und Winhams Indusdry. Sobald die Stachelbeere weich wird, muß sie gepflückt und auch gegessen werden. Bleiben die reifen Früchte länger hängen, so plaken sie und verlieren den Wohlgeschmack. Da sich außer dem Rohgenuß mit der reifen Stachelbeere nicht viel anfangen läßt, es sei denn, daß man Wein einkellern wolle, und da man vom Strauche weg nicht große Massen verzehren kann, so empfiehlt es sich, zu verschiedenen Zeiten reifende Sorten anzupflanzen, um von Anfang Juni bis Mitte August immer etwas reife Früchte zu haben.

Ganz anders verhält sich die Johannisbeere, die reif der Stachelbeere sehr nahe steht, aber frei von jeder Bedornung ist. Bei den Johannisbeersorten ist der Unterschied in der Reifezeit weit geringer, die besten, frühesten Sorten sind die weiße und die rote Holländische, die gewöhnlich für alle Verhältnisse genügen. Ich ziehe die weiße vor, weil sie etwas mehr gesäuert und würziger ist. Wer recht große Beeren sehen will, der pflanze die rote Kirsch-Johannisbeere. Johannisbeeren haben den großen Vorzug, sich nicht nur gepflückt in flachen Körben mehrere Tage vortrefflich zu erhalten, sondern auch von Beginn der Reifezeit an am Strauche selbst auch noch viele Wochen tadellos zu bleiben. Ich pflücke gewöhnlich bald nach der Reife die Hauptmasse der Früchte und lasse etwa ein Drittel für späteren Bedarf hängen; wenn ich dann zu einer Zeit, zu der kein Mensch mehr Johannisbeeren vermutet, meinen Freunden solche pflücke und vorsetze, sind diese ganz erstaunt über das prächtige, würzige Aroma, das die Beeren in der Blüt der Augusthitz durch das lange Hängen erreicht haben. Wer an gestörter Verbauung leidet, der esse nur tüchtig Johannisbeeren, später Sauerlirschen und saure Sommeräpfel; wenn diese Früchte nicht wirken, dann wirkt überhaupt nichts mehr. Aus der Johannisbeere bereitet man unter Zusatz von 100 Proz. Wasser auch einen vorzüglichen Dessertwein, der im Geschmack an Marsala und andere Südwine erinnert. Es ist aber ein Wein, der seines ungewöhnlich hohen Alkoholgehaltes wegen nur in kleinen Gläsern getrunken werden darf. Wir steigt schon das zweite Gläschen in den Kopf, während ich mehrere Flaschen des sauren Mostweins, des sogenannten „Kuischers“, wie man ihn an der Mosel aus dem Saß schenkt, vorzüglich vertragen kann. Wenn zur Zeit der Obstblüte

in Werber von dort die Kleinen Mädchen, die mit dem Liebsten die Blüten sehen wollten, stark beschwippt heimfahren, dann kann man überzeugt sein, daß der Johannisbeerwein in den krausgelockten Köpfchen spukt. Und das kann ich aus eigener Erfahrung sagen, ein Kater von Johannisbeerwein ist ein ganz fürchtbarer Kater, wie er nicht einmal im Zoologischen Garten gezeigt wird.

Eine schöne und nützliche Strauchfrucht ist auch die Hagbutte, die Frucht der Wildrose. Früher fand man unsere heimische Wildrose, von den Botanikern Hundrose (Rosa canina) genannt, überall in lichten Laubwäldern, in Feldgehölzen und an Feldwegen. Heute ist sie verschwunden. Arme Leute haben allenthalben die Wildrosenstämme ausgegraben, um sie zu vier bis fünf Mark pro Hundert an die Rosenschulen zu verkaufen, die in das wilde Holz die edlen Augen der Gartenrosen einsetzen und so Edelstämme zogen, die uns im Garten so sehr erfreuen. Das war ein harter Beruf, und die ihn im Herbst und Winter ausübten, konnte man schon auf weite Entfernung an den von den Rosenstacheln, fälschlich Dornen genannt, fürchtbar zerrissenen, geschundenen und geschwollenen Händen erkennen. Heute werden die Wildrosen in den Baumschulen aus Samen gezogen, der erst nach Jahr und Tag keimt, und die Wildrosen der Gärten, die man der Früchte halber pflanzt, sind aus anderen Ländern eingeführt. Es sind zwei Arten, Rosa rugosa und pomifera, die uns wunderbare scharlachrote Früchte liefern. Diese ergeben vom Kernhaufe befreit und eingekocht das feinste Kompott, das die Hausfrau überhaupt bereiten kann; sie färben sich im späten Herbst, bleiben also lange am Strauch. Und unsere Gartenrosen, die alle auf Wildrosen veredelt sind, treiben, wenn sie im strengen Winter, wie im verfloffenen, erfroren sind, oft wieder aus der Wurzel wilde Triebe aus. Ich lasse alle erfrorenen Rosen stehen und warte das Erscheinen der Wildtriebe aus den Wurzeln ab. Diese Wildtriebe okuliere ich mit Edelrosen teils im Juli, teils im August. Im Frühling grabe ich dann alles aus, trenne die einzelnen veredelten Triebe vom Wurzelstock der erfrorenen ehemaligen Edelrose und pflanze sie einzeln, nachdem alles Wilde herausgeschnitten ist. Auf diese Weise ergänge ich mir Jahr für Jahr meinen Bedarf an Edelrosen und jeder, der mich jetzt besucht, kann sehen, wie aus dem Wurzelstock der im letzten Winter erfrorenen Rosen, junges, edles Leben spricht. Im Juli veredelt, treiben und blühen die Augen noch in diesem Sommer, das jetzt ausgeführte Veredeln nennt man dagegen Okulieren auf das schlafende Auge, da die jetzt eingesezten Edelrosen wohl noch anwachsen, aber erst im kommenden Frühling austreiben. Dies Veredelungsverfahren ist ein sehr einfaches; man findet es genau beschrieben und durch Abbildungen erläutert im praktischen Taschenbuche für Gartenfreunde. (Preis 2,50 M. Vorrätig in der Vorwärtsbuchhandlung.)

Hd.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Volksstämmliche Umdeutungen. Daß der Fremdwortmißbrauch in geradem Gegensatz zu dem natürlichen Sprachempfinden steht, zeigt unter anderem auch die sogenannte Volksetymologie. So nennt man in der Wissenschaft das Bestreben des Volkes, unverständliche Wörter so umzumodeln, daß sich irgend etwas dabei denken läßt. Man sieht eben in den Worten mehr als einen leeren Schall; man will bestimmte Vorstellungen damit verbinden. So machte man im Mittelalter aus dem lateinischen *arobalista*, verkürzt *arbalista* (= Wurfschloßmaschine) das deutsche Wort *Armbrust*, dabei etwa an eine Waffe denkend, die man auf die Brust aufsetzt und mit dem Arm hält. So deutete man später die Sintflut (= große, allgemeine Ueberschwemmung), weil man das auch in „Singerin“ = „Immergrün“ enthaltene *sin* (= allgemein, immer) nicht mehr verstand, in eine Sündflut um. Andere Beispiele solcher Volksetymologien sind: Hängematte nach dem holländischen *hancamat*, das auf *hamaka*, ein Wort der Uribewohner von Haiti, zurückgeht. — Friedhof, von *friton* = schonen, hegen, also: der eingefriedigte Raum um eine Kirche. — Wetterleuchten, eigentlich Wetterleich, d. h. Wetterspiel, -tanz (das zudeute Spiel entfernter Blitze). — Maulwurf, eigentlich *Moltwurf*, d. h. das die Erde (molt = Staub, Erde; vgl. Müll oder mundartlich *Möln*, *Melm* = Straßentaub) aufwerfende Tier. — Felleisen aus französischem *valise* = Mantelfach. — Eine Kette Hühner von „Kütte, Kütte“, althochdeutsch *kutti* = Herde, Schaar. — Zu guter Letzt, eigentlich zu guter Letze; dieses Letze — verlegen ist verwandt damit — heißt zunächst Ende, dann Abschied, endlich Andenken zum Abschied oder Abschiedsmaus; ebenso leben = zum Abschied mit Speise und Trank erquiden, später überhaupt = erquiden, so in Goethes „Hermann und Dorothea“: „Alle waren geleht und lobten das herrliche Wasser“. „Einem etwas zur Letze d. h. als Andenken bieten“ ist eine besonders in deutschen Volksliedern häufig vorkommende Formel. Auch der Ausdruck „zu guter Letze“ findet sich oft, so noch bei Wieland: „Wie sie zu guter Letze den goldenen Becher mir bot.“ Als man das Wort nicht mehr verstand, trat eine Vermengung mit „leht“ ein, *ahd.* *leggist*, *eig.* = der Lässigste, Säumigste. Man sagte

nun „zu guter Letzt“ in dem Sinne „zum guten Schluß“, ohne sich dabei der alten Sitte des Abschiedsmauses zu erinnern.

Aus dem Tierreiche.

Schmetterlingsheere. An manchen heißen Sommerabenden ziehen die elektrischen Lampen der Großstädte nicht selten ungeheure Schwärme weißer Schmetterlinge an, die in dichtgeballten Wolken um die lodenden Lichtquellen tanzen und von Stunde zu Stunde zu Tausenden zugrunde gehen. Diese Erscheinung findet bei vielen ausländischen Schmetterlingsarten in noch weit gesteigertem Maße ihr Gegenstück. Wie ein Aufsatz von Julius Stephan in der Zeitschrift „Natur und Offenbarung“ erzählt, treten an gewissen Stellen der Bugong-Berge Neu-Südwaales in jedem Frühjahr ungeheure Mengen eines gelben Nachtfalters auf, die so dicht schwärmen, daß sie nicht nur die Felsen geradezu bedecken, sondern sich in den Zelten anhäufen. Sie werden von den Naben massenhaft vertilgt, aber auch die Eingeborenen schätzen die Tiere als Lederbissen. Der Naturforscher Seig hat in Algier Schwärme von Ordensbändern gesehen, deren Anzahl auf viele Millionen zu schätzen war. Am Tage sahen die Tiere auf den Blüten und suchten ihrer lichtschönen Natur zufolge jeden dunklen Ort auf. Es genügte, den Hut abzunehmen, um einige der Tiere darunter zu versammeln. Jeger schräg liegende Stein, den man berührte, brachte einen großen Schwarm zum Aufsteigen. Derselbe Forscher hat Massenorkommen von Schmetterlingen in der Gegend von Aden im Jahre 1890 beobachtet. Dort waren es die sogenannten Eulen, die in ähnlicher Weise auftraten und auch am Tage in Massen umflogen. Das seltsame daran ist, daß für diese ungeheueren Schmetterlingsböller die ganze Umgebung von Aden nicht die Spur vegetabilischer Nahrung bietet. Man kann sich daher gar nicht erklären, woher die Raupen das nötige Futter erlangen können. Die Erklärung der Erscheinung ist darin zu finden, daß die Puppen in der Erde jahrelang liegen; bis nach langer Zeit wieder einmal heftiger Gewitterregen losbricht und vorübergehend ein Erwachen der Vegetation bewirkt. Der in die Erde eindringende Regen ist gleichsam der Lockruf für die Puppen, denen er anzeigt, daß es jetzt wieder zu essen gibt. In den Äquatorialgegenden ist die Schwarmbildung bei Schmetterlingen wie alle anderen Betätigungen der Lebenskräfte eine außerordentliche. Eine der bekanntesten Stellen, an der diese Flüge auftreten, ist der Wasserfall von Maros in Süd-Celebes. Der Naturforscher Ribbe erzählt, daß auf einer kaum drei Meter breiten und zehn Meter langen Sandbank Tausende von Schmetterlingen auf dem feuchten Sand saßen, während die Luft von einer dichten Wolke erfüllt war. Der Vergleich mit einer Wolke ist hier wirklich kaum eine Redefigur. Es handelt sich dabei um herrliche Exemplare der verschiedensten Arten. Auch auf der Insel Ceram waren die Dachser stellenweise gänzlich von Schmetterlingen bedeckt, und es gelang Ribbe einmal, mit einem Schläge des Reges 150 Stück auf einmal zu erbeuten. Ganz ähnliche Beobachtungen wurden auf Sumatra und in Siam gemacht. Sehr eigenartige Schmetterlingsflüge weist das Gebiet des Amazonasstromes auf. Die Zahl und Mannigfaltigkeit der bunten Schmetterlinge fand der Forscher Bates dort so groß, daß sie geradezu die Physiognomie der Landschaft bedingen. Jeder Schritt scheuchte ganze Schwärme auf. Dabei läßt die Gesamtbewegung der Tiere häufig keinen Sinn erkennen, indem morgens der Zug von Nord nach Süd und nachmittags in umgekehrter Richtung vor sich geht.

Aus dem Pflanzenreich.

Pflanzen auf der Weltreise. Ein Naturwunder, über das Darwin besonders eingehende Forschungen angestellt hat, ist die Bestiedelung von Inseln, die ganz vereinzelt und viele hundert Meilen von jedem Festland entfernt im Weltmeer liegen. So klein und unfruchtbar sie auch sein mögen, niemals wird man sie jeden Pflanzenwuchses und jeden Tierlebens bar finden. Wir wissen jetzt auch, wie die Strömungen sowohl des Windes wie des Ozeans und wie ferner die Seevögel zur Verschleppung von Organismen über weite Strecken beitragen. Mit der Entwicklung des Weltverkehrs ist selbstverständlich der Mensch als ein sehr bedeutsamer Faktor in der Verbreitung von Pflanzen und Tieren hinzugetreten, und zwar handelt er zum Teil wohl absichtlich, zum Teil aber auch unbewußt. Ein recht merkwürdiges Beispiel, wie durch die Tätigkeit des Menschen zu dessen eigener Ueberraschung an einem Ort plötzlich fremdländische Pflanzen auftauchen können, deren Heimat in einem ganz anderen Erdteil liegt, führte Professor Weig in einer Sitzung der Literarischen und Philosophischen Gesellschaft in Manchester vor. In dem Reddish-Kanal bei Manchester sind Pflanzen gefunden worden, die teils in Amerika teils in Ägypten zu Hause sind. Sie haben ihre Reise über das Weltmeer mit Baumtolladungen gemacht, die aus diesen Gebieten nach Manchester gebracht wurden, um in den dortigen Mühlen verarbeitet zu werden. Einige dieser Mühlen lassen ihre Abwässer in den Kanal fließen, und in diesen waren zahlreiche Algen, die in der Baumtollade gefesselt hatten, noch lebend vorhanden gewesen und hatten sich darauf in dem Kanal angesiedelt. So ist es gekommen, daß sich in diesem Gewässer eine Mischung von niederen Pflanzen dreier Erdteile herausgebildet hat.